

Medienpraxis und Lehre



© Paul Heinicker

Medienpraktische Module und Praktika sind fester Bestandteil medienwissenschaftlicher Studiengänge im deutschsprachigen Raum. Oft sind sie aber Ausdruck einer strikten Trennung von Theorie und Praxis, weil sie dem wissenschaftlichen Teil des Studiums unverbunden gegenüberstehen. Mit dem Auftakttext von Johannes Paßmann und Florian Sprenger sowie der dazugehörigen Materialstudie von Paul Heinicker, Armin Beverungen, Paul Hoffstiepel, Mace Ojala und Antonia Wulff, die beide im Rahmen eines Forschungsprojekts zu Medienpraxiswissen entstanden sind, möchten wir dazu einladen, Ideen für andere Praxisformate zu skizzieren und das Verhältnis von Theorie und Praxis für die Medienwissenschaft weiterzuentwickeln.

GEPFLEGTE MEDIENPRAXIS

von JOHANNES PAßMANN und FLORIAN SPRENGER

Zum Curriculum fast aller deutschsprachigen medienwissenschaftlichen Studiengänge gehören Module, die <medienpraktische> Fähigkeiten vermitteln sollen – von Schnittkursen über Einführungen in das Programmieren bis hin zu Übungen in Öffentlichkeitsarbeit. Diese Veranstaltungen sind bei den Studierenden zwar beliebt, werden von den Instituten aber häufig als ein Addendum begriffen, eine Ergänzung der wissenschaftlichen Inhalte um berufsqualifizierende <Skills> und <praktische> Fähigkeiten. Entsprechend sind sie mit dem Studium nur lose verschränkt und werden meist durch Lehraufträge mit prekären Arbeitsbedingungen abgedeckt. An Universitäten wird Praxis – anders als an Fach-, Film- und Kunsthochschulen – als etwas behandelt, das Studiengänge sich anzubieten gezwungen sehen, um die Erwartung zu erfüllen, auch <was mit Medien> zu machen. Die Anforderungen ändern sich aber zugleich rapide: War bislang primär Praxiskompetenz in Schnitt, Kamera- oder Redaktionsarbeit gefragt, so gibt es heute ein breiteres Spektrum an Anforderungen. Diese spiegeln sich in neuen Berufsbildern, die *data literacy* sowie Kompetenzen der Visualisierung und Verarbeitung von Daten oder Programmierung verlangen. Mit den Innovationszyklen medialer Berufswelten können

medienwissenschaftliche Curricula aber kaum Schritt halten.

Folglich ist das, was Studierende an praktischen Skills im universitären Studium lernen, zum Zeitpunkt ihres Abschlusses häufig schon veraltet und meist nicht auf dem Niveau der Lehre an angewandten Hochschulen oder in handwerklichen Medienausbildungen. Zudem – und vielleicht auch vor allem – ist dieses praktische Wissen, so unsere These, einem erweiterten Verständnis medienwissenschaftlicher Fragestellungen und Forschungspraktiken nicht zuträglich – und das, obwohl doch gerade medienwissenschaftliche Forschung häufig auf einem Verständnis von Medientechnologien und -praktiken fußt. Unseren Beobachtungen zufolge ergibt sich daher eine zunehmend problematische Entkopplung von medienpraktischer und medienwissenschaftlicher Lehre. Im Hintergrund dieser Entkopplung steht vermutlich die Dominanz einer dichotomen Gegenübersetzung von Theorie und Praxis, die angesichts sowohl medienkultureller Entwicklungen als auch praxeologischer Erwägungen obsolet erscheint. Diese Differenz hatte lange Zeit eine wichtige Funktion für das Selbstverständnis der Geisteswissenschaften, ist aber nicht zuletzt von der Medienwissenschaft selbst

in Frage gestellt worden. Dieses selbstreflexive Wissen spielt für die curriculare Umsetzung von medienpraktischen Modulen jedoch kaum eine Rolle. Zudem haben unsere Recherchen und Interviews gezeigt (vgl. dazu den Text von Paul Heinicker, Armin Beverungen, Paul Hoffstiepel, Mace Ojala und Antonia Wulff), dass in der medienpraktischen Lehre vor Ort ein weitaus differenzierteres Verhältnis vorherrscht, das der wissenschaftspolitischen und forschungsstrategischen Vereinnahmung von Medienpraxis für wissenschaftliche Studiengänge – Stichwort <was mit Medien> – eine Alternative entgegensetzt. Unser Ziel ist es, ausgehend von diesen Beobachtungen eine Diskussion über eine integrative, der medienwissenschaftlichen Forschungspraxis ebenso wie den Medientechnologien der Gegenwart angemessene Praxislehre zu initiieren.

Medienwissenschaftliche Studiengänge können die nicht nur von Studierenden, sondern auch von Evaluationskommissionen an die Standorte herangetragene Praxis-Erwartung unserer Einschätzung nach eher nur in Ausnahmefällen erfüllen. Das ist erwartbar und nicht schlimm, weil es sich um Studiengänge und nicht um Ausbildungen handelt. Evaluationen und Benchmarks sollten nicht unsere Maßstäbe sein. Schnittkurse bleiben stets hinter einem Filmstudium, Designkurse hinter einem Mediengestaltungsstudium zurück, und beides bietet auch allzu oft keine besseren Zugänge zu medienwissenschaftlichen Fragestellungen. Medienpraxis wird so zu einer Zusatzqualifikation, zu etwas, das man neben den theoretischen Inhalten zusätzlich anbietet, um diese Inhalte vermeintlich <anwendbar> zu machen. Das funktioniert nicht immer, bindet Ressourcen und sorgt mitunter für Verdruss. Berichtet wird von enttäuschten Erwartungen – und entsprechenden Gegenmaßnahmen auf Homepages und in Studieneingangsinformationen, die betonen, dass es sich bei den BA- und MA-Programmen um wissenschaftliche Angebote, die durch Praxisangebote ergänzt werden, und

nicht um Ausbildungen handelt. Der Versuch, durch einzelne Module eine Praxisausbildung zu ermöglichen und mit Fachhochschulen zu konkurrieren, führt zu einer Spannung im Fach, die bislang meist standortspezifisch im Dialog – nicht selten auch in Konfrontation – mit Studierenden ausgehandelt, als Problem des Fachs aber nicht diskutiert wird.

Der Versuch, sich mit beliebigen, mit dem Rest des Studiums nicht verbundenen Praxisveranstaltungen aus der Verantwortung zu stehlen, führt nicht nur in eine Sackgasse. Er ist auch eine vertane Chance für eine gute wissenschaftliche Lehre zu aktuellen Gegenständen. Aus unserer Sicht gibt es auch fachlich und nicht nur strategisch zunehmend dringliche Gründe, sich mit dem Status medienwissenschaftlicher Praxislehre auseinanderzusetzen. Deshalb schlagen wir vor, eine Debatte über ein medienwissenschaftliches Verständnis von Medienpraxis in der Lehre zu führen, das gegebenenfalls in neue Lehrformate und curriculare Weiterentwicklungen einfließen kann, zumindest aber zu einer Reflexion dieser Lehrbestandteile anregt. In diesem Text möchten wir einige Fragen formulieren und Herausforderungen für eine solche Debatte identifizieren. Unsere Hoffnung ist, dass durch eine solche Debatte auch das Verhältnis unserer Forschung zur Praxis profitiert könnte, um die Theorie/Praxis-Dichotomie hinter uns zu lassen.

Im Rahmen des von der Stiftung Innovation in der Hochschullehre geförderten Projekts <Medienpraxiswissen> haben wir uns mit neuen Lehrformaten für medienpraktische Inhalte, aber auch mit dem Status quo dieser Lehre beschäftigt. Interviews mit Verantwortlichen medienwissenschaftlicher Standorte sowie an Kunst- und Fachhochschulen und eine Datenanalyse der Bochumer Vorlesungsverzeichnisse seit 2002 (vgl. den Beitrag von Paul Heinicker, Armin Beverungen, Paul Hoffstiepel, Mace Ojala und Antonia Wulff) haben gezeigt, dass die reduktive Gegenüberstellung von Theorie

und Praxis zwar rhetorisch genutzt, vor Ort aber vielschichtige Positionen gepflegt, d. h. zugleich differenziert und eingeübt werden. Diese fließen jedoch nur selten in die Curricula ein. Ausgehend von der Beobachtung dieser (un-)gepflegten Differenz möchten wir mit diesem Text dafür plädieren, die Frage medienpraktischer Lehre nicht abzuschieben, sondern als strukturelles und mitunter reflexives Fachproblem zu begreifen, die Differenz also besser zu pflegen. Anhand der im Fach abgebildeten Praxis und Theorie der Medienpraxis plädieren wir dafür, ein medienwissenschaftliches Praxisverständnis zu (re-)konstruieren und in die Lehre sowie die Curricula einzuspeisen.

Wir glauben, dass der bisherige Umgang mit der zumeist von außen an das Fach herangetragenen Praxiserwartung die Spannungen noch verschärft. Deshalb stellt sich uns die Frage, welche Funktion diese Praxiserwartung im Fach, aber auch in anderen Disziplinen und im Wissenschaftssystem allgemein spielt. Hinter dieser Erwartung steht oft die altbekannte und bekanntermaßen problematische Gegenüberstellung von Berufswelt und <Elfenbeinturm>. Um dieser unproduktiven Differenz zu entgehen, möchten wir über die bereits geführten Interviews hinaus eine Diskussion der Verhältnisse von wissenschaftlicher und praxisorientierter Lehre anregen. Unser Anliegen für die Debatte ist, vorhandene, aber oft implizite lokale Praxisbegriffe aufzunehmen und zu differenzieren. Dabei plädieren wir, kurz gesagt, für einen in der regulären Lehre verankerten Praxisbegriff, der nicht von der Handfestigkeit und Berufsbezogenheit der Praxis ausgeht, sondern von Anfang an die differenzierten Fachtraditionen des Umgangs mit Praxis berücksichtigt.

Es lassen sich viele Gründe finden, die zu der angedeuteten Lage geführt haben. Ein struktureller Grund ist fraglos, dass Karrieren im deutschsprachigen Universitätssystem eher über <gute Forschung> gemacht werden (oder

deren vermeintliche Quantifizierung in Form von Drittmitteln) und <gute Lehre> in aller Regel eine untergeordnete Rolle spielt. Ein organisatorischer Grund besteht darin, dass sich über Lehraufträge für Praxisveranstaltungen ein nicht unerheblicher Teil des Lehraufwands ohne reguläre Deputatsbelastung abdecken lässt. Kreditierte Praktika und Lehraufträge für Gebiete, die im Lebenslauf nicht prämiert werden, sind daher eine naheliegende, aber problematische Lösung. Ein lokaler, für die universitäre Medienwissenschaft vielleicht sogar exklusiver Grund ist eine mangelnde Reflexion des Verhältnisses von Theorie und Praxis. In der Lehre selbst werden, wie unsere Interviews gezeigt haben, durchaus differenzierte Beschreibungen gegeben, die auf curricularer Ebene aber selten integriert werden.

Wie auch in der Diskussion um den *practice turn* immer wieder angemahnt, gilt es dabei, nicht dem scholastischen Fehlschluss aufzusitzen, Theorie als einen der Praxis enthobenen Bereich aufzufassen.¹ Theoretisieren ist, so unsere erste, auch auf die Interviews zurückgehende Schlussfolgerung, selbst eine Praxis; <Theorie und Praxis> ist folglich «eine Distanzrelation zweier sozialer Praktiken».² Häufig ist damit die «epistemologische Differenz von Theorie und Empirie» gemeint.³ Wenn das für die Medienwissenschaft der Fall ist, müssten wir konsequenterweise davon ausgehen, dass es uns nicht um Praxisbereiche, sondern um Empiriebereiche geht, oder – terminologisch näher – um *Medienforschungspraxis*. In der Tat wäre dies eine Option, Medienpraxisbereiche in Medienforschungspraxisbereiche weiterzuentwickeln; sicher nicht die einzige, aber eine gangbare, zumal damit auf der bestehenden <Medienpraxis> aufgebaut werden kann.

Medienempirisch grundierte Lehre hat auch <medienpraktische> Anteile im hergebrachten Sinne: Interviewformate, Videografien, digitale Methoden, Programmierübungen,

Reverse Engineering, das Lesen von Quelltext und vieles mehr. Dies kann prinzipiell von wissenschaftlichem Personal gelehrt werden, weil es unser Kerngeschäft betrifft, insofern es sich um Forschungspraktiken von Medienwissenschaftler*innen handelt. Wie können wir also medienpraktische und -empirische Bestandteile besser in Veranstaltungen integrieren, die im Curriculum nicht als Praxislehre titulierte sind? Brauchen wir überhaupt Prismodule, wenn wir Praxis auf diese Weise in die Lehre einbauen? Wie könnten Open Educational Resources aussehen, die solche Inhalte in Form von kleinen Übungen oder Lehrbausteinen bereitstellen, die dann in anderen Lehrveranstaltungen für eine andere Einbindung solcher Praxis genutzt werden können?

Wenn das Problem immer wieder die Art und Weise der Unterscheidung zwischen Theorie und Praxis ist, lässt sich noch eine zweite Schlussfolgerung ziehen, die auch durch die Befragungen im Rahmen unseres Projekts gestützt wird: An Film-, Kunst- und Fachhochschulen wird das diagnostizierte Problem nicht oder kaum artikuliert. Die Bestimmung der begrifflichen Differenz zwischen Theorie und Praxis hat dort einen konstitutiven, im institutionellen Rahmen regulär praktizierten Status: Qualifizierend für eine Professur an diesen Hochschulen ist in der Regel neben einer Promotion eine mehr oder weniger umfangreiche <Praxiserfahrung>. Theorie steht an Film-, Kunst- und Fachhochschulen deshalb allein schon personell grundsätzlich im Kontext von <Praxis>. Wenn an den Hochschulen für angewandte Wissenschaften das Theorie-Praxis-Problem dadurch gelöst wird, dass sie praxisrelevante Theorie anbieten – müssten dann nicht die Universitäten theorierelevante Praxis lehren? Wie könnte solche Lehre aussehen und wie verhält sie sich zu den Erwartungen, die an sie gestellt werden? Was muss Theorie leisten, um selbst praxisförmig gelehrt zu werden? Was sind Unterschiede zwischen *Medienempirie* und

theorierelevanter Praxis? Und ließe sich beides als *Medienforschungspraxis* zusammenfassen?

Eine dritte Schlussfolgerung wäre, die Theorie-Praxis-Diskussion der Soziologie auf die Medienwissenschaft zu beziehen. Diese Diskussion lief unter dem Vorzeichen der «Verwissenschaftlichung einer unwissenschaftlichen Welt»; Ziele waren Popularisierung, Implementation und Transfer sozialwissenschaftlichen Wissens.⁴ Niklas Luhmann kommentierte in diesem Kontext, dass dabei ein Missverständnis hinsichtlich dessen vorliege, was Wissenschaft tue. Diese könne «Alltagsrelevanz gar nicht riskieren», da ihre Probleme grundlegend andere seien als die von «Gesellschaft».⁵ Der soziologische Lösungsvorschlag lief auf eine «gepflegte Differenz»⁶ oder «gepflegte Distanz»⁷ hinaus, also auf ein Verhältnis zwischen Theorie und Praxis, das Pflege verlangt, die ein Fach zu leisten hat, d. h. differenzierende, aber auch einübende Aufmerksamkeit.

Wir können unsere Problemdiagnose vor diesem Hintergrund reformulieren: <Theorie und Praxis> bezeichnet in deutschsprachigen universitären Studiengängen der Medienwissenschaft eine ungepflegte Differenz. Es gibt gute Gründe für ungepflegte Differenzen, mitunter gibt es auch gute Gründe, ungepflegte Differenzen nicht zu thematisieren. Für die Lage der Medienpraxis an deutschsprachigen Universitäten ist das nicht der Fall. Wie kann also die Medienwissenschaft angesichts ihrer sehr unterschiedlichen tradierten Praxisbegriffe diese Differenz pflegen? Was ist die Lehre, die wir aus unserer Praxis ziehen?

¹ Vgl. Gregor Bongaerts: Soziale Praxis und Verhalten – Überlegungen zum Practice Turn in Social Theory, in: *Zeitschrift für Soziologie*, Bd. 36, Nr. 4, 2007, 246–260, hier 254 f., doi.org/10.1515/zfsoz-2007-0401.

² Ebd., 254.

³ Jörg Volbers: Theorie und Praxis im Pragmatismus und in Praxistheorie, in: Thomas Alkemeyer, Volker Schürmann, Jörg Volbers: *Praxis denken. Konzepte und Kritik*, Wiesbaden 2015, 193–214, hier 196, doi.org/10.1007/978-3-658-08744-9_9.

⁴ Stephan Wolff: Wie kommt die Praxis zu ihrer Theorie? Über einige Merkmale praxissensibler Sozialforschung, in: Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer, Gesa Lindemann (Hg.): *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*, Frankfurt / M. 2008, 234–259, hier 234 f.

⁵ Niklas Luhmann: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt / M. 1990, 325 f.

⁶ Wolff: Wie kommt die Praxis zu ihrer Theorie, 237.

⁷ Ebd., 255.